

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

17 (21.1.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 7

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 7. Karlsruhe, Donnerstag den 21. Januar 1909. 29. Jahrgang.

Arbeitsfreudigkeit.

„Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Muß das proletarischen Männern und Frauen nicht wie Hohn in den Ohren klingen? Denn mit tausend Freuden gäben sie ihr arbeitsvolles und mühseliges Leben hin für eines mit weniger Arbeit und weniger Mühe. Sie kennen nicht jene beglückende Arbeitsfreude, von der die erlebten schaffenden Menschen als einem höchsten Gute der Menschheit reden.

Da ist unter der kleine Malerlehrling. Er hat noch lange nicht den unfreundlichsten Meister, und doch hört man den ach wie so manches Mal über Hof und Garten und durchs Haus rufen, weil der Fritz schon wieder aus der Werkstatt verschwunden ist. Er stiehlt sich von der Arbeit fort, so oft er nur kann und wenn er dann auch wie ein demütiges Kind zurückkommt und mit seinen lachenden Zigermaßen noch oft genug äußersten Jörnensausbruch des Meisters verhindert: es bleibt doch dabei, daß er in der Arbeit träge und unzuverlässig ist, daß er nur arbeitet, wenn die Peitsche hinter ihm aufgefanzelt wird. Ein gutmütiges, leichtsinniges Kind — aber fragst du ihn, was Arbeitsfreudigkeit sei, so wird er dich blöde und verlegen anlächeln. Die ist ihm ein dunkles Rätsel.

Und da ist in der ersten Etage das Dienstmädchen. Eine hübsche freundliche Blondine, aber als Arbeitskraft von niederster Qualität. Sie lebt in einem geregelten Haushalt und hat Woche für Woche ihre bestimmte gleiche Arbeit. Aber sie muß an jede Arbeit erinnert werden, und was sie macht, ist ohnehin ungenügend, halb getan. Die Hausfrau seufzt aus tiefstem Herzen: „Es ist so unwillig, so erniedrigend für beide Teile, daß ich einen zwanzigjährigen Menschen fortwährend antreiben muß zur Arbeit; aber wenn ich nicht tue, so wächst uns die Unordnung über den Kopf.“ Doch dem Mädchen ist es etwas ganz Selbstverständliches, daß man nur unter Zwang arbeitet und nur hinter Aufsicht eine Arbeit ordentlich macht. Sie kennt das gar nicht anders, nicht von der Schule, nicht von der Mutter, nicht von früheren Stellungen her. Sie läuft nicht wie unten der kleine Malerlehrling heimlich auf die Straße, aber sie ist unfreudig, langsam, lässig; sie ist mit ihrer Arbeit durch keine Verantwortlichkeit und durch kein Interesse verbunden. Arbeitsfreudigkeit? Sie würde hellauf lachen, wenn man auch das noch von ihr fordern würde.

Und da ist ganz oben der Eisenbahnarbeiter. Er stampft jeden Tag in grauer Morgenfrühe dröhnend durch schlafende Haus, wenn er gewissenhaft pünktlich zur Station geht. Aber auch er geht unlustig fort und kommt gleichgültig heim. Er ist so froh, daß er diese Arbeit hat, denn sie ist sicherer als die frühere Fabrikarbeit und es gibt doch eine kleine Pension später. Aber noch nie ist ihm die Arbeit eine Lust, eine Wonne gewesen. Man hält recht und schlecht seine zehn Arbeitsstunden aus und atmet erst auf, wenn man mit dem Dienst fertig ist. Was heißt da Arbeitsfreudigkeit? Die Pflicht ist doch eben Pflicht und keine Lust, kein Vergnügen.

Und da ist schließlich die verwitwete Arbeiterin daneben. Ihr Tag beginnt in dunkler Frühe und endet, wenn alles schon schläft. Drei Kinder müssen zur Schule besorgt werden vor Fabrikbeginn, die Wohnung ein bißchen geäubert, das Mittagessen vorgekocht werden. Mittags ist bloß ein hastiges Kommen und Gehen. Und abends warten Schularbeiten und Kliderei und Nebenarbeit. Woher sollte gar dieses arme Weib etwas von Arbeitsfreudigkeit wissen? Sie rennt morgens in die Fabrik, denkt mit Sorgen an die Kinder, wartet in Ungeduld auf die Abendalode. Sie haßt die Fabrikarbeit, aber sie braucht das Geld zum Leben. Sie möchte abends ins Bett sinken, aber da steht schnuckeliges Geschirr und da liegen gerissene

Strümpfe. Die Hülle der Arbeit erdrückt sie zuweilen und da sollte sie diese Arbeit auch noch lieben, sich ihrer freuen? Es gibt Millionen von Menschen heute, denen die Arbeit nur Last, nur Fluch, nur Zwang ist. Sie stünden verständnislos, empfindungslos da, wollte man ihnen erzählen, daß die Arbeit auch eine heilige Lust, eine befreundete Seligkeit sein kann. Denn sie haben nie im Leben die Möglichkeit gehabt, aus freiem Willen zu tun, was ihnen Lust machte oder immer hat die Not weitgehend hinter ihnen gestanden, oder ihre saure Arbeit wurde erbärmlich entlohnt, oder sie hatten nie Zeit, zu neuer Arbeit auch neue Kräfte zu sammeln. Viele soziale Uebel und Räte haben so bewirkt, daß die Arbeit etwas Gefährtes, etwas Qualvolles, etwas Unwürdiges wurde.

Aber eine neue Zeit wird auch unter der Masse der von Arbeit Geknechteten für das Wort Arbeitsfreudigkeit Sinn und Wert zu schaffen versuchen müssen. H.

Natur und Innenleben.

Je mehr wir die Natur auf uns einwirken lassen, je mehr ihre Lebensäfte in uns steigen, um so mehr klärt es sich in uns. Das Trübe, Fremde, Faulle in uns verfliehet. Der verdorbene Geschmack schwindet. Das Unnatürliche wird uns widerwärtig. Raffinierte Reize berühren uns sad und ekelhaft. Je mehr sich unsere Sehnsucht nach der Natur befriedigt, umso mehr wird die Sehnsucht nach der Natur in uns lebendig. Ein leidenschaftliches Verlangen nach der Wahrheit und Schönheit, die uns eigentümlich ist, wach auf. Aber nicht, ohne daß wir in uns gehen und uns unserer vergifteten Sinne, unserer schlimmen Instinkte von Herzen schämen. Das ist die innere Reinigung in der Natur, die sich ganz unwillkürlich und unmittelbar unter ihrem Einfluß vollzieht.

Ganz von selbst werden dann unsere Schätungen und Maße anders. Denn wir sehen alles anders an. Wenn wir mitten drin in unserm gewöhnlichen Leben und Treiben stecken, sind wir davon benommen und sehen alles mit den Augen dessen an, was wir treiben, was uns treibt, was wir besitzen, wovon wir besessen sind. Schlagen wir aber Wurzel in der Natur, so verschleibt sich der Schwerpunkt unseres Lebens. Wir sehen dann alles von dem an, was wir sind. Denn wir erblicken es in dem Lichte unseres Selbsterlebnisses auf dem Boden der Naturwirklichkeit. Ah, wie erscheint uns dann das meiste eitel, geringfügig und unwesentlich, woran wir hängen, worin wir bis dahin den Sinn und Wert des Lebens erblickten! Vorher sahen wir alles aus der Froschperspektive, jetzt sehen wir es aus der Vogelperspektive, im Lichte des Univerfums, dessen Teil wir sind. Wie klein werden da auch unsere Leiden, wie verschwinden unsere Plagen, wie schmerzlos spüren wir nun unsere Verluste!

Man wird in der Natur objektiver. Je mehr man in ihre Atmosphäre eintaucht, um so mehr löst sich die subjektive Atmosphäre, die uns umgibt. Und damit verschwinden die Schmerzen, Lüfte und Säfte, die ihren Sitz in ihr haben, und das sind wohl die meisten. Wir selbst sind ja im Grunde unseres Wesens unantastbar. Unsere subjektive Hülle ist es, die so empfindlich ist, die uns alles zur Anfechtung macht. In der Natur werden wir sachlicher. Wir fassen fester Fuß in der Wirklichkeit und erleben sie echter, lebendiger, unmittelbarer. Aber infolge dessen leben wir dann persönlicher, weil wir weniger gelebt werden, weniger unter allerhand Einfluß stehen. Je weniger wir von der subjektiven Stimmung benommen sind, um so klarer und stärker wird wir in uns selbst, um so überlegener stehen wir im Leben.

Aber auch die Fesseln unseres individuellen Daseins lockern und lösen sich in der Natur, je mehr wir in dem allgemeinen Dasein aufgehen. Wir sind ja stolz auf unsere

Der Großstadtschnee. Die Regel, daß die Luft unsichtbar ist, gilt für unsere Großstädte, namentlich wenn sie eine starke Industrie besitzen, längst nicht mehr oder zum mindesten nur noch an glücklichen Ausnahmetagen. Der Mensch beschäftigt sich jetzt freilich mehr als zuvor mit dem Problem der Luftreinigung, aber wo es sich um Millionen von Kubimetern handelt, ist diese Aufgabe schwer zu erfüllen. Gewitter, die sprichwörtlich Luftreinigend wirken, sind nicht im ganzen Jahr zu haben und tun ihre Pflicht auch nicht immer in zuverlässigem Grade. Sie finden aber eine gewisse Ergänzung gerade in der Jahreszeit, wo sie eine Lücke lassen, in den Schneefällen. Der Schnee soll gerade so weiß sein, wie die Luft unsichtbar sein soll, und beides trifft für die Großstadt in gleich bedingtem Maße zu. Wenn man nun gar erwarten wollte, daß der Großstadtschnee nichts anderes sei, als es durch die chemische Formel H.O ausgedrückt wird, d. h. gemeines Wasser, so steckt man erst recht im tiefsten Irrtum. Das Laboratorium der großen ärztlichen Zeitschrift „Lancet“ hat in der letzten Dezemberwoche eine Londoner Schneeprobe chemischer Untersuchung unterworfen. Der Schnee wurde gleich nach dem Fall von Dächern gesammelt, geschmolzen und auf seinen Gehalt an verschiedenen chemischen Stoffen gepriift. Von der geschmolzenen Schneemenge wurden fünf Kilogramm analysiert, und es fanden sich darin 1,8 Gramm Ruß, Kohlentelchen und kerartige Stoffe, 0,7 Gramm andere feste Stoffe, davon 1/2 Gramm organische Stoffe, außerdem wurden Ammoniak und andere Stickstoffverbindungen in geringen Mengen festgestellt, endlich 80 Milligramm gewöhnliches Kochsalz und 200 Milligramm Schwefelsäure. Da die meisten Menschen vor Gramm und Milligramm wenig Respekt haben, werden ihnen diese Mengen winzig erscheinen. Wenn man aber bedenkt, welch ungeheure Schneemassen sich über die Flächen einer Großstadt verteilen, so wird man einsehen, daß diese Gramme und Milligramme durch Multiplikation bei einem einzigen Schneefall zu vielen Zentnern werden. Die Fabrikfornsteine sind selbstverständlich die Hauptschuldigen an dieser Verunreinigung der Luft.

Ratgeber.

Gemeinnütziges.
Ameisenspiritus erzeugt man auf folgende Weise: Man schmirt eine Flasche innen mit Honig aus und gräbt sie bis an den Rand des Halses in einen Haufen der Waldameisen. Die Ameisen gehen gierig dem Honig nach, so daß in kurzer Zeit sich die ganze Flasche mit Ameisen füllt, worauf man Spiritus auf die Ameisen aufgießt, die Ameisen mehrere Tage in der Flasche im Spiritus stehen läßt und dann den letzteren abseigt.

Aus den Witzblättern.

„Simplicifluidus.“
Unvermeidlicher Ausgang. „Was, die Frau Meier ist gestorben? Ja, was hat sie denn gehabt?“ — „Fünf Herz!“

Das Erdbeben. „Für dies Jahr hab' ich dir hoffentlich das Geschäft verorben, Bruder Krieg!“

Der Stand der Militärärzte soll mit Titeländerungen bedacht werden. Statt Assistentz, Stabs, Oberstabs und Generalärzten wird es von jetzt ab Militärmedizinalreferendare, Assessoren und Räte geben. Dergleichen Titel scheinen uns schon für Gesunde gefährlich. Wie vielen Schmerzranken aber wird es geradezu den Tod beschleunigen, wenn sie bei jeder ärztlichen Anordnung erwidern müssen: „Zu Befehl, Herr Militärmedizinalreferendar!“

Literatur.

Die Wäsche ist der deutschen Hausfrau größter Stolz! Das immer stärker hervortretende Bedürfnis der deutschen Frauenwelt, der Ausstattung der Wäsche eine erhöhte Beachtung zu schenken, gab der bekannten Leipziger Verlagsbuchhandlung W. Bobach u. Co. die Veranlassung zur Gründung der neuen Zeitschrift „Deutsche Wäsche-Zeitung“. Der Hausfrau durch eine fachgemäße Anleitung die Selbstanfertigung der Wäsche und damit bedeutende Ersparnisse im Haushalt zu ermöglichen, ist das Bestreben der „Deutschen Wäsche-Zeitung“, die mit ihrer Gratisbeilage „Wäsche für unsere Kinder“ monatl. 25 Pf. kostet.

amt, daß in diesem Falle ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Unfall und Betrieb vorhanden war. Es genügt also, wenn vor 30 Jahren der Arbeitgeber die Benutzung der Wagen zur Fahrt nach der Arbeitsstätte erlaubt oder gewünscht hat, um die Arbeiter schadlos zu halten.

Statistisches.
Das britische Weltreich. Eine Vorstellung von der ungeheuren Größe des britischen Weltreiches erhält man aus einer soeben veröffentlichten offiziellen Statistik. Die Gesamtfläche der britischen Kolonien, Besitzungen und Protektorate beträgt 11 211 000 englische Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 343 748 000 Köpfen. Davon kommen auf Britisch-Indien 1 097 821 Quadratmeilen mit 231 855 583 Einwohnern. Die Vasallenstaaten sind dabei nicht mit eingerechnet. Auf Indien folgen: Britisch-Nordamerika mit 3 908 808 Quadratmeilen und 6 387 952 Einwohnern, Australien mit 2 974 581 Quadratmeilen und 4 221 713 Einwohnern.

Naturwissenschaft.
Über den Appetit der Tiere schreibt die bekannte Monatschrift „Kosmos“ (Stuttgart). Die Lebensart, „er ist wie ein Vögelchen“, beruht auf sehr ungenauer Naturbeobachtung, denn es ist Tatsache, daß gerade die Vögel bei ihrer erstaunlichen Regsamkeit und ihrem raschen Stoffwechsel ein ungemein rasches Nahrungsbedürfnis belunden. Dies trifft namentlich für die insektenfressenden Singvögel zu, bei denen man festgestellt hat, daß sie täglich ungefähr das anderthalbfache ihres eigenen Körpergewichts verzehren. Noch viel erstaunlichere Fressleistungen kommen aber in der niederen Tierwelt vor. So verzehren gewisse Raupenarten in einem Monat das 6000fache ihres eigenen Gewichts, und ein kleiner Blutegel von 0,2 Gramm vermag zu einer einzigen Mahlzeit 4 1/2 mal soviel Blut zu saugen, als er selbst wiegt. Merkwürdig ist es auch, daß viele Tiere scharfe Gifte ohne Schaden zu vertragen vermögen. So verzehren Vögel Beeren und Samen, die bei Menschen unbedingt tödlich wirken würden, und Küffelkäfer fressen sogar ohne Schaden Styrchin, Steinfruchtseher Blausäure, und nicht wenig Insekten verbringen ihr ganzes Dasein in giftigen Pilzen.

Allerlei.

Die einzig wahre Ursache des Erdbebens. Wir lesen in der Welt am Montag: Die furchtbare Erdbebenkatastrophe in Süditalien hat bereits den Finstertagen aller Länder zu einer guten Gelegenheit dienen müssen, ihre Weisheiten über Welt und Menschen billig an den Mann zu bringen. Auf den Kanakeln wie in den Spalten der hieritalen Presse hat man es sich mit gleichem Eifer angelegen sein lassen, die Katastrophe als willkommene göttliche Bestätigung ihrer Verdammungsurteile gegen den bösen Geist der neuen Zeit auszubenten. Den Vogel abgeschossen bei diesem edlen Wettstreit hat jedoch die „Kreuzzeitung“. In ihren Spalten bezeichnet ein Dr. Schädel ziemlich unerblickt die „Natikunst“ als Ursache des „Strafgerichts“ über die armen Sizilianer:

„Weshalb die gräßlichen Todesbilder?“ ruft der Mann emphatisch aus. „Das ist für uns! Wir sollen ermahnt und aus dem sinnlichen Lebenstaumel gerissen werden: „Es regt sich die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich nun“, in einer Zeit, wo freche Gottesleugnung mit „Natikunst“ und allem Höllebraut daherprahl. Mahnungen sind es, die wir mit Schauder, aber nicht ohne Dank hinnehmen, weil sie uns drastisch demonstrieren, daß alles Irdische nichts ist und nur der Gottesfunke in uns Wert hat, durch den wir an das ewige Licht gebunden sind.“

Das hatten die übrigen Geloten, die sich des Erdbebens für ihre Kapuzinaden bedienten, bisher vergessen: sich bei ihrem Herrgott für die gute Gelegenheit zu bedanken. So konnte die brave „Kreuzzeitung“ mit Erfolg befunden, daß sie das gottesfürchtigste Organ der Welt ist.

Das Jahr 1909 ist ein Gemeinjahr mit 365 Tagen. Der Ostermontag fällt auf den 11. April, Pfingsten feiern wir am 30. und 31. Mai, Fastnacht ist am 23. Februar, Aschermittwoch am 24. Februar. Im Jahre 1909 finden zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse statt, in unseren Gegenden wird jedoch nur die erste Mondfinsternis zu sehen sein. Die erste Mondfinsternis ereignet sich am 4. Juni, die zweite am 27. November, die erste Sonnenfinsternis findet vom 17. bis 18. Juni, die zweite vom 12. Dezember statt.

Individualität und mit Recht. Aber wenn unser Sondersein nicht aus dem Ganzen wächst und Leben schöpft, wenn es sich nicht in der großen Einheit eingegliedert fühlt und aus ihr lebt, wird es für uns zur Beschränkung und diese Beschränkung des Egoismus wird unser Fluch. Je mehr wir uns in Gegensatz zu allem fühlen, um so mehr verhärtet sich unsere Beschränktheit. Je mehr wir uns eins mit allem fühlen, um so mehr werden wir aufgeschlossen, unbefangener, empfänglicher. Darum löst der Einfluss der Natur auf, was der Kampf ums Dasein verhärtet hat.

Dem kann sich niemand entziehen. Selbst den blasierten Menschen kostet es Ueberwindung, in der Natur hochmütig und abweisend zu bleiben. Alle andern aber sind unwillkürlich füreinander zugänglich, mitempfindend, teilnahmsvoll, hilfreich und gut. Wie schnell kommen sich in der Natur die Menschen nahe! Natürlich, denn die objektiven und subjektiven Zwischenwände sind da sofort verschwunden. So ist die natürliche Gemeinschaft in der Natur eine Macht über die Gemüter, der sich niemand entziehen kann, auch wenn er sich keine Rechenschaft darüber gibt.

Wer sich nun aber in der Gemeinschaft mit der Natur auf- und untergehen fühlt in der großen Einheit, wer sich als Glied des Ganzen empfindet, weil er sich als Zweig und Sproß des Weltbaumes sieht und den Kreislauf des allgemeinen Lebens durch sich rauschen spürt, dem können überhaupt die Menschen nicht mehr fremd bleiben. Denn es überkommt ihn: das bist du in anderer Gestalt und Art; das sind Glieder wie du; ihr gehört zusammen in einen großen Lebensorganismus; ihr seid nur Spizzen und Vorsprünge eines gewaltigen Gebirgsstocks, eures Volks, und mit ihm Gebilde einer großen Welt, der Menschheit. Was mein ist, das ist darum sein, und sein Wohl ist mein Wohl. Es ist ein Leben, was in uns treibt und leidet, ein Schicksal, das wir gemeinsam tragen, ein Ziel, nach dem es uns alle zieht, so wenige diesen objektiven Drang noch verstehen, geschweige ihn in persönliches Streben umsetzen können.

So wird uns das Herz weit in der Natur und der Sinn hoch und der Mut groß. Es ist etwas unsagbar Cavalriges, was wir erleben, wenn die individuelle egoistische Beschränktheit wie eine Blindheit, wie eine Stumpfheit von uns abfällt. Diese weiten Horizonte, diese hohen Gesichtspunkte, diese tiefen Blicke, die uns da aufgehen! Da blüht Großmut, Geduld, Hochherzigkeit, Weitsicht, Gelassenheit in uns auf. Auch das Kleinste lernen wir groß ansehen und das Geringste schätzen, wenn wir spüren, daß in allem das Ganze lebt und daß es in unserm Leben zur Geltung kommen will.

Der ganze Lebenskampf, der unser eigentliches Wesen lähmt, der Drehwahn um uns selbst und die Befessenheit von den Eitelkeiten löst sich. Es wird lebendig in uns von ungeahnten Empfindungen. Wir können frei atmen und stehen darüber. Wir kommen heraus an das Sonnenlicht wie aus einem dumpfen Kerker, wie aus einer erstidenden Verschüttung. Fortan können wir nicht mehr alles, was uns trifft, so übertrieben wichtig nehmen, so ins Ungeheuerliche steigern. Denn unsere kleine Welt ist uns nicht mehr die Welt. Ob uns etwas angenehm oder unangenehm berührt, spielt keine entscheidende Rolle mehr, sondern die allgemeine Bedeutung, der sachliche Wert, der verborgene Segen, die innere Notwendigkeit. Es lebt in uns eine ganz neue Lebensspannung, die uns treibt und bewegt, ein allgemeiner aktiver Lebensdrang, der das Leiden durch schöpferische Lebensbewegung überströmt. Darum kann sich auch in der Natur kein Pessimismus halten. Die positiven Kräfte, die aus ihr quellen, sind hundertmal stärker als die negativen Reize des zwecklosen Leidens und der Vergänglichkeits. Wir sind gewiß nicht gegen diese allgemeine Not gefeit, sondern empfinden sie lebhaft mit, aber wir sind davon durchdrungen, daß jede Not nur da ist, um überwunden zu werden. Dr. Joh. Müller.

Opernhelden und was sie vorher waren.

Nicht jeder berühmte Bühnensänger hat das Glück, vorher Droschkentrittscher gewesen zu sein, wie einst der gezeichnete Theodor Wachtel. Die meisten müssen sich mit etwel-

weit weniger interessanten Vorgeschichte begnügen. Die Natur fragt eben nicht nach Stand und Rang, wenn sie einen Sterblichen mit dem Gnadengeschenk einer schönen Stimme beglückt will. Sie streut mit verschwenderischer Hand ihre Samenkörner über die Erde und in den Niederungen kommen sie oft weit rascher und leuchtender zum Blühen, als auf den Höhen des Lebens. Sehr selten sind Fälle, wie der Leon Mariss, eines der stimmgewaltigsten Tenöre aller Zeiten, der im Leben Graf v. Candia hieß und erst zur Bühne ging, als er sein ganzes, großes Vermögen verloren hatte. Anders dachten die Brüder Jean und Edoard Reszke, von denen der Tenor Jean nur noch als Gesanglehrer tätig ist, während der Bassist Edoard noch heute in Paris auf der Bühne der Großen Oper wirkt. Beide gingen zum Theater, obwohl sie in Polen sehr wohlbegüterte Grundbesitzer waren und die Kunst wurde ihnen nicht bloß ein Notbehelf. Ebensovienig war sie es für Anton Schott, der es bis zum württembergischen Artilleriehauptmann gebracht und den deutsch-französischen Krieg mitgemacht hatte, ehe er seinen machtvollen Tenor für die Bühne ausbilden ließ und in Deutschland ebensolche Triumphe feierte, wie in England und Amerika. Aber, wie gesagt, das sind alles vereinzelte Ausnahmen, genau wie die aus gelehrten Berufen hervorgegangenen Bühnensänger. Daß ein Tenor vorher praktischer Arzt war, wie Dr. Otto Briefemeister, kommt ebenso selten vor, wie daß ein ausgezeichnete Bariton es vorher auch nur bis zum angehenden Mediziner gebracht hat, wie Kammer-sänger Paul Knüpper-Berlin. Jurist war Karl Burrian, der Heldentenor der Dresdener Hofoper, und ziemlich viele Bühnensänger haben als Techniker oder Polytechniker begonnen, ehe sie ihre Künstlerschaft entdeckten. Zu ihnen gehörten u. a. Franz Weh, später der größte Bariton der Berliner Hofoper, der ursprünglich das Polytechnikum in Stuttgart besuchte, sowie Erik Feinhals, der Baritonist des Münchener Hoftheaters. Albert Niemann, der unvergeßliche Tannhäuser, wollte eigentlich Ingenieur werden und mußte zu diesem Zweck ein halbes Jahr lang auch praktisch bei einem Schlosser arbeiten. Durchaus als richtiger Schlosser dagegen hat Caruso seine Laufbahn begonnen, zu deren Anfang er sich mit einem täglichen Verdienst von zwei Lire begnügen mußte, bis er endlich Chorist wurde und dann in Bologna als Rudolpho in Puccinis „Böhème“ seine erste Solopartie singen durfte. Heute erhält Caruso für jedes Mal, das er singt, 10.000 M. Der kleine Schlosser hat also eine ganz hübsche Karriere gemacht.

Nicht ganz so hoch, aber doch auch zu sehr achtbarer Höhe hat sich Leo Slezak, der Heldentenor der Wiener Hofoper, hinaufgearbeitet, der jetzt in der deutschen Oper in New-York gastiert. Eine beträchtliche Anzahl bedeutender Bühnensänger hat der ehrfame Kaufmannstand geliefert. Kein Wunder ist es, daß Künstler, die später Sänger wurden, nicht gleich von Anfang an ihre Stimmen entdeckten, sondern der Frau Musica erst in irgend einer anderen Weise zu dienen suchten. So war z. B. Georg Anthes, der als Sohn eines Mitgliedes der Kapelle in Homburg geboren ist, erst Geiger, ehe er Sänger und zuletzt Heldentenor in Dresden wurde. Otto Brucks, der Baritonist, hat seine Laufbahn als Bläser des Kontrabasses begonnen und ist jetzt der Direktor des Stadttheaters in Metz. Faure, der berühmte französische Bariton, war Chorist in der Mabeleinkirche. Alvarez, ein berühmter Tenor, der eben aus dem Ensemble der Pariser „Großen Oper“ ausgeschieden ist, begann als Pisonbläser in einer Militärmusik und war dann Orchestermitglied im Theater des Château d'Oran und in Gent, Lyon und Marseille. Chaliapine, der große russische Bassist, war Chorist, wie auch der „alte“ Kindermann, der dem Chor der Berliner Oper angehörte, nachdem er, der Sohn armer Weberleute, zu allererst Lehrling in einer Buchhandlung gewesen war.

Begreiflich erscheint es, daß Söhne von Künstlern Künstler werden, falls sie nur das nötige Talent dazu haben. So war der prächtige Bariton Theodor Veitram, der auf der Höhe seines Könnens durch Selbstmord endete, der Sohn eines nicht minder trefflichen Baritonisten. Nicht ganz so leicht wurde es Max Alary gemacht, der ein Sohn des bekannten Landschaftsmalers Andreas Achenbach war. Anfangs wollte er gleichfalls Maler werden, wurde auf Wunsch des Vaters aber Kaufmann und sattelte dann zum Kaufsch um, bis in Mailand Professor Comperti seine Stimme entdeckte und ihn zum gelehrten Wagner-sänger machte. Ähnlich war das Schicksal Leon Achards, des ersten George Brown in der „Weißen Dame“. Sein Vater war

der berühmte Komiker Achar, der ihn durchaus nicht zur Bühne lassen wollte. So wurde der junge Leon erst Kaufmann, bis er dann doch an die komische Oper in Paris kam, wo er neben Capoul erfolgreich wirkte.

Aber am häufigsten verirrt sich die Kunst zu den ganz handfesten Gewerken, um ihren Jüngern nicht bloß eine schöne Stimme, sondern auch eine robuste Körperlichkeit mit auf den Weg zu geben. Ernst Kraus, der Heldentenor der Berliner königlichen Oper, hat heute noch die muskulösen Glieder eines Bierbrauers, der er war. Wilhelm Birrenkoven, der jetzt in Hamburg tätig ist, war einstmal Hausdiener in Köln. Alois Burgstaller, der kraftstrotzende Sohn des bayerischen Hochlandes, ist ursprünglich Uhrmacher gewesen. Aus dem Journalistenstande sind dagegen nur wenige berühmte Bühnensänger hervorgegangen. Eigentlich nur der Tenor van Dord, der zuerst belgischer Journalist war. Daß hin und wieder aber auch der bescheidenste Beruf einen tüchtigen Künstler hervorzubringen vermag, das beweist Nikolaus Rotmühl. Er hat seine Laufbahn in Warschau als — Asphalteur begonnen.

Frauen.

Ihr seid die Frauen nicht, die ich im Land Der Zukunft suche feherbildgebannt, Ihr garten Wesen, fern dem lauten Drang, Der diese Zeit durchstumpft in schwerem Gang! Ihr wandelt, von den Stürmen unberührt, Durch stille Gärten, ruhigsanft geführt. Müßigen Lauben findet euer Fuß, Ihr tretet ein. Den leisen Sonnengruß, Der durch das Blätterdach gelbringend spinn Und gar auf Scheitel euch und Schultern rinn, Empfängt ein Bild, als grüße schon der Glanz Des Sonnenauges goldgefärbt gang. Die Flut der großen Fülle braucht ihr nicht, Ihr füllt im leisen Strahl das reiche Licht, Ihr Seelen auf den Aetherhaud gestimmt, Der heimlich durch des Mittags Schweigen schwinnt. So stillem Haude sind die Seelen gleich, Wie Schwäne weiß auf märchengrünem Teich Einsam verschwiegen spiegeln ihren Traum In leisem Zieh, — du spürst ihr Ziehen kaum Und siehst ihr Leben doch und senkst gebannt Die Stirn, von so viel Frieden übermann. Das sind die Stunden, wo du tief verstiebt Der garten Frauen Wert. Bedürftig gehst Du sonst so Starter, den der Sturm erquilt, Zur Laube, wo der Wilde lächeln nickt. Du, sonst in Kraft dich schwingend flügelgroß, Schwülhend sinkt dein Haupt in ihren Schoß. Im wehe Schlafen schließt wie weicher Flaum Sich sanfter Hände Jauermantelraum, Und Träume kommen, Träume — Glüdbewegt Hüßst Purpurflügel du, ein Sehen trägt Dich leuchtend in die Welt, die werden will, — Nun klopft dein Herz: in Gärten blumenstill Hinwandeln Frau, durchglüht von dieser Kraft, Die nur des Lebens Aufwärtsringen schafft, Doch immer noch aus ihren Seelen schwingt Dies zarte Läuten, das den Frieden bringt.

Kinderausagen vor Gericht.

Metz, 19. Jan. Oftern 1908 befanden sich im Walde von Marange-Silvange eine Anzahl von Schulmädchen, die dort Holz sammelten. Plötzlich trat ein ihnen unbekannter Mann auf, der die Kinder verschlechte, ein 13jähriges Mädchen ver-gewaltigte und dann verschwand. Herbst 1908 wurde wieder ein anderes 13jähriges Mädchen in demselben Walde vergewaltigt. In seiner Gesellschaft befand sich ein größeres Mädchen, das ebenfalls entflo. In den Verdacht, der Täter zu sein, geriet der Maschinist Pfennig aus Raizières. Da die Kinder ihn bestimmt als den Täter bezeichneten, wurde Anklage gegen ihn erhoben und diese Anklage ist jetzt vor dem Schöffengericht verhandelt worden. In der Verhandlung blieben alle Kinder bei ihren Aussagen. Als nur noch wenige Zeugen zu vernehmen waren, kam einem der Geschworenen, einem Photographen, ein guter Gedanke. Es fiel ihm ein, daß der Ange-

klagte einem Bekannten sehr ähnlich sah. Um die Kinder auf die Probe zu stellen, bat er den Gerichtshof, diesen Bekannten zu laden und ihn zu bitten, den Platz des Angeklagten einzunehmen. Wenn die Kinder dann bei ihren Aussagen bleiben würden, stehe es fest, daß Pfennig der Täter nicht sei.

Der Bekannte, ein Bureauangestellter einer hiesigen Zeitung, wurde geholt und ließ sich zu der Probe bereit finden. Die drei noch übrigen Kinder bezeichneten nun in der Tat den Pseudo-Angeklagten als den Täter. Ja, als bei einem 8jährigen Knaben dreimal der Angeklagte und der Pseudo-Angeklagte gewechselt wurde, blieb er fest dabei, daß der letztere der Täter sei und nicht der Angeklagte. Dabei war die Ähnlichkeit der beiden Männer nicht einmal sehr groß. Die Verhandlung nahm darauf, laut „Zeff. Bg.“, den selbstverständlichen Verlauf. Die Geschworenen verneinten die Schuldfrage und das Schwurgericht fällt einen Freispruch. Wie aber wohl der Spruch ausgefallen, wenn man sich nicht zu einem drastischen Experiment entschlossen hätte?

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

St. Georgen i. Schw., 18. Jan. Unser heimischer Volksdichter, Herr Rudolf Wintermantel hier, der im letzten Sommer mit seinem vieraktigen Drama „Der Gaigenbauer“ einen ganz hervorragenden Erfolg erzielte, hat soeben ein neues mehraktiges Drama und ein kleines Lustspiel fertiggestellt, die im Laufe des Sommers zur Aufführung kommen sollen.

Im Herbst des Lebens hat Hans Thoma die Erinnerungsblätter beigestellt, die jetzt im Verlage der Süddeutschen Monatshefte (München) erschienen sind. Den Anfängen seiner eigenen Kunst, wie er sie vor mehr als sechzig Jahren mit der Schere aus dem gedulbigen Papier herausgeschnitten hat, gilt der erste Abschnitt. Von Nutters Seite her kam ihm der Trieb zur Kunst, die allerdings nur als häuerliche Ichnschilbmalerie in der mütterlichen Familie hochgeachtet und eifrig geübt wurde. Eine bewußte Erziehung zur Kunst setzte erst mit dem 20. Lebensjahre ein, denn die kurze Lehrzeit bei dem Lithographen in Basel und dem Ichnschilbmaler in Furtwangen war für Thomas Ausbildung ohne nennenswerte Bedeutung. 1859 bezog er die K r l s r u h e r Kunstschule, andächtig erdauernd vor Schimmers künstlerischen Glanzleistungen. Und doch, es wurde ihm sehr schwer, dem Kunstdrill der Schule Geschmack abzugewinnen. Dafür ging die Uniformierung auf den Kunstschulen der sechziger Jahre doch zu weit.

Der einzige malenswerte Baum war, wie Thoma mittelst, damals die Eiche; und als er einmal mit einer Weide anrückte, galt er schon für einen Revolutionär. Nachher kam die Weide in die Höhe und zu einer Art von Alleinherrschaft; dann die Pappel. Genrebildbauern durften nur in kleinerem Formate gemalt werden, und als er einmal einen Pfriündner lebensgroß malte, hieß man ihn gleich Sozialdemokrat. „Jetzt darf man,“ sagt Thoma humorvoll, „Bauern und Proletarier schon fünf Viertel lebensgroß malen und gilt noch immer als konservativ.“

Medizinisches.

Anfälle der Arbeiter auf dem Wege zur Arbeitsstelle. Während im gewöhnlichen Leben die Handwerker den Weg zur Arbeit mit in Anrechnung bringen, sind die Arbeiter viel schlechter daran, denn diese bekommen ihren Lohn erst von der Zeit an, in der sie wirklich an ihrer Arbeitsstätte in Tätigkeit sind. Das hat die weitgehendsten Folgen, für sie, wenn es sich um Unfälle auf dem Wege zu oder von der Arbeitsstätte handelt, und das Reichsversicherungsammt hat auch mehrfach entschieden, daß solche Unfälle nicht als Betriebsunfälle anzusehen seien. Wir halten diese Ansicht nicht für richtig, denn der Weg zur Arbeit gehört, wie man annehmen sollte, indirekt schon zu der Arbeit hinzu, wenn er auch noch nicht bezahlt wird. Von nicht geringem Interesse ist daher eine Entscheidung, die Dr. A. Schönfeld in der „Medizin. Klinik“ wiedergibt. Ein Arbeiter befand sich zur Mittagszeit auf dem Wege von seiner Wohnung nach der Arbeitsstätte und wollte ein dahinfahrendes Lohndfuhrwerk besteigen, glitt aber aus, fiel vom Wagen herab und zog sich einen Schenkelhalsbruch am linken Bein zu. Da nach der Aussage des Arbeitgebers seit dreißig Jahren der Brauch herrschte, daß die Arbeiter die Wagen benutzen, um möglichst frisch und pünktlich an der Arbeitsstätte zu sein, wobei allerdings ja auch eine gewisse Bequemlichkeit in Betracht kam, entschied das Reichsversicherungs-